

## Ueber die künftige deutsche Sprache.

Von Ernst Lothar.

So unbestimmt der gegenwärtige Zustand auch ist und so schwebend sich das Zukünftige auch darbietet, so klar und umgrenzt heben sich die Umrisse weniger Erscheinungen ab, die — sei diesem Kriege welcher Ausgang immer beschieden — zu seinen Errungenschaften und Erwerbungen zählen werden. Unter ihnen steht die Erkenntnis von der Bedeutung der deutschen Sprache obenan. Sichtbarer konnte es den Deutschen ja nicht vor Augen geführt werden, welche Gewalt ihr innewohnt, als durch diese Ereignisse, in deren tausendfältiger Zerrissenheit doch eines das einigende Band war, welches ausglich, zusammensetzte und kräftigte: die deutsche Sprache. Nichts anderes als eben sie machte den Lübecker und Steiermärker, den Tiroler und Hessen sinnfällig zu Verbündeten, und wie natürlich mußte es ihnen erscheinen, derselben Sache zu dienen, da sie ja dieselbe Sprache redeten. Nun, nach diesem wahrnehmbaren Ertrag dieses sprachlos Jahrhunderts bereits geschah, wieder mit Macht die Begierde auf, das Sprachgut von den Schlacken zu befreien, die ihm anhaften und es gemäß seiner Bedeutung zu vermehren und unabhängig werden zu lassen. Aber die Bestrebungen, die seit kurzem zu diesem Zweck im Werke sind, entbehren, wie sie der Leidenschaftlichkeit zu viel haben, der Planmäßigkeit und geordneten Ausführung. Sie wollen die eigene Sprache bereichern und machen sie in Wahrheit ärmer, indem sie fremde und eingebürgerte Wörter aus ihr hinausweisen und dafür deutsche aber plumpe Ausdrücke einsetzen, so zwar, daß die Absicht in ihr Gegenteil verkehrt und, da die ersten nicht verwendet werden sollen und man die zweiten aus Gründen des Wohlklanges und Geschmacks anzuwenden sich sträubt, nichts gewonnen und nur verloren wurde. (Die interessantesten Betrachtungen, die wir hier wiedergeben, bilden ein Kapitel des eben erschienenen Essaybandes „Oesterreichische Schriften“ von Ernst Lothar im Verlage von R. Piper u. Co., München und Leipzig.)

Der deutschen Sprache den Rang einzuräumen, der ihr zukommt, muß anders verfahren werden, uns es ist jetzt, wo das Gefühl für sie lebendig fortwirkt, die Zeit, sich dieses bedeutenden Gegenstandes allgemein anzunehmen. Notwendig wird eine wohlverstandene Säuberung des Deutschen von bestimmten Lehnwörtern erfolgen müssen. Denn wie jedermann dasjenige, was er zuerst allen Augen preisgibt, reinhält und ein Wohlhabender die Zierde in der nachlässigen oder geborgten Kleider auszugehen, zurückweisen wird, so kann auch der Deutsche das vornehmste Merkmal, das ihn allen kenntlich macht, das Gewand seiner Sprache, nicht länger mit Flickern oder solchen Flittern umhertragen, die er aus eigenem Stoffe zu ersetzen wohl imstande ist. Was Nichte in seinem Vortrag „Ueber die Hauptverschiedenheit zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abstammung“ im Jahre 1807 vorbrachte: „Unter den Sprachen Europas ist die deutsche die einzig lebende“, gilt hundert Jahre später mit unverminderter Wahrheit, da das Deutsche nach wie vor jene Sprache ist, welche im eigenen und nicht abgestorbenen Gute wurzelt, während alle anderen, aus totem Material errichtet und von ihm bedingt, in ihrer Fortpflanzung stagnieren müssen. In den „Kriegsaussähen“ (München, Bruckmann 1914), auf welche nicht nur um des Umstandes willen, weil ihr Verfasser englischer Abkunft und deutscher Ueberzeugung, sondern auch wegen ihres außerordentlichen Gehaltes und tiefen Einblickes in das deutsche Wesen ein dauerndes Augenmerk zu richten ist, findet Houston Stewart Chamberlain die Ursache für das Fortschreiten unserer Sprache darin, daß ihre Entfaltung durch die geographische Zerrissenheit Deutschlands und der sich hieraus ergebenden Unterschiede der Lebensbedingungen und richtenden Einflüsse innerhalb der durch die Sprache hervorgebrachten Einheit des Lebens und Denkens beständig in Fluß erhalten wurde. In der Tat kann man — die Zeit der lateinischen Vorherrschaft nach Luther abgerechnet — von der Wende des 16. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag eine ununterbrochene Fruchtbarkeit des deutschen Sprachbodens gewahren, und bereits Nieternichs Neuerung zu Binder: „Wir haben täglich mehr deutsche Wörter... Wir werden auch hierin vermöglicher...“ legt Zeugnis davon ab. Aber nicht nur das Sinnfällige, auch das Uebersinnliche, jenes Schwebende, Zartheit, Grenzenlose, das seiner Beschaffenheit nach dem sinnlichen Ausdruck widerspricht oder nur zum geringfügigeren Teile in ihm aufgeht, zum größeren aber unfaßbar bleibt, auch dieses war einem Deutschen und somit der deutschen Sprache reslos in Worte zu fassen gegeben: Goethe. Und wenn nichts, so ist dies der Beweis für die Fülle, Abgestuftheit und das Tönende einer Sprache, die so sehr in eigener Macht und Wärsch, daß sie sich des Fremden und Entbehrlichen mit Zug entledigen darf.

Hierbei muß aber auf zweierlei Bedacht genommen werden. Erstens: Dasjenige Fremde wird aus dem Deutschen zu entfernen sein, was bisher einer beabsichtigten Ausschmückung und dem Zwecke diente, die eigene Sprache durch ungewöhnliche Beimengung vornehmer und schmiegsamer zu machen. Zweitens: Dasjenige Fremde wird vor wie nach im Bestande des Deutschen zu verbleiben haben, was mit eigenen Wörtern nicht so treffend und reslos ausgedrückt werden kann wie mit den geborgten, wobei der letzte Umstand überdies durch die jahrhundertlange Übung aus aller Bewußtsein gekommen ist. Was zunächst den ersten dieser Punkte betrifft, so wäre mit seiner Durchführung einem unwürdigen Mißbrauch abgeholfen, welcher vor der gegenwärtigen Zeit, die unsere Sinne für das Wahre, Schickliche und Endgiltige geöffnet hat, bei den Deutschen, zumindest bei den höher Gebildeten und zur Hütung der Sprache, verurteilbar und gäbe war. Sie neigten zu der Gewohnheit, die eigene Sprache mit fremden Wörtern zu durchsetzen und vermeintlich zu verfeinern, ohne im mindesten darauf acht zu haben, daß sie ihr dadurch das Zeugnis der Dürftigkeit ausstellten und sie dem Französischen oder Englischen, aus welchem sie geborgt hatten, unterordneten.

Nichtsdestoweniger muß der oben aufgestellten zweiten Forderung nach dem Bestehenbleiben bestimmter fremder Wörter Gerechtigkeit widerfahren und jenes andere Extrem, die Verdrängung um jeden Preis, aufs heftigste bekämpft werden. Was

Jacob Grimm in seiner Abhandlung über fremde Wörter von dieser Sprachreinigung sagt, steht für alle Zeiten unwandelbar als Grundsatz da: „Ohne an der Schönheit und Fülle unserer Sprache selbst wahre Freude zu empfinden, strebt dieser ärgerliche Purismus, das Fremde, wo er seiner nur gewahren kann, feindselig zu verfohlen und zu tilgen; mit plumpem Hammer-schlag schmiedet er seine untauglichen Waffen. Das, was — ihm völlig unbewußt — die Sprache längst schon hatte oder was sie zum größten Teil noch nicht einmal in sich aufzunehmen begehrt, will er ihr im umgewandten Kleide gewaltsam anziehen und eynverleiben; vor lauter Bäumen sieht er den Wald nicht. Ohne sonderliche Mühe lassen sich wertlose und ungeweihte Zusammen-setzungen schweißen, den sie wiedergeben sollen, kaum auf halbem Wege nahekommt...“ Wollends unverständlich aber ist es, wenn es heute hier und da öffentlich ausgesprochen wird, man möge auch die aus den antiken Sprachen, dem Lateinischen und Griechischen, überkommenen Ausdrücke aus dem Deutschen ausmerzen. Denn hier mangelt jede innere Ursache, und es erscheint nur sträflich, zum Gemeingut sämtlicher Sprachen gewordene Ausdrücke mit grobem Griff aus ihrer Erde zu ziehen und an ihrer Statt kümmerliche Pflanzen einzusetzen, die niemals einwurzelbar werden, da es ihnen an den beiden Grundbedingungen des Wortbürgerrechtes: Prägung und Wohlklang gebricht.